

dtv

Cordoba, 11. Jahrhundert: Die große Zeit des Kalifats geht zu Ende, aber noch erstrahlt Cordoba in imperialem Glanz. Das Fehlen einer Zentralgewalt hat Machtkämpfe innerhalb der führenden Familien zur Folge, aber auch unerwartet viel Freiheit, Toleranz und Lebensfreude. Prinzessin Valada, Tochter des Sultans Muhammad III., verfügt nach dem Tod ihres Vaters über ein gewaltiges Vermögen. Die junge Frau von verwirrender Schönheit und überragender Intelligenz verwendet es, um einen Musenhof zu schaffen, in dem sie die begabtesten Poetinnen und Poeten ihrer Zeit versammelt. Menschliche und dichterische Spannungen innerhalb dieses Künstlerkreises bleiben nicht aus, zudem ist er heftigen Anfeindungen von außen ausgesetzt – und Valada lässt sich auf ein gefahrvolles Spiel mit der Macht ein . . .

Waldtraut Lewin, am 8. Januar 1937 in Wernigerode geboren, studierte Germanistik, Latein und Theaterwissenschaften und arbeitete als Dramaturgin und Regisseurin für das Musiktheater. Seit 1978 widmet sie sich ausschließlich dem Schreiben und hat seitdem zahlreiche Romane und Biografien, Erzählungen, Hörspiele, Drehbücher und Libretti verfasst. Für ihre schriftstellerische Tätigkeit wurde Waldtraut Lewin u. a. mit dem Lion-Feuchtwanger-Preis ausgezeichnet.

Waldtraut Lewin

Valadas
versinkende Gärten

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Waldtraut Lewin
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Federico (20880)

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Originalausgabe 2012
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm
unter Verwendung des Bildes »A Souvenir« (1920)
von John William Godward
Gesetzt aus der Arno Pro Regular 10,25/12,25°
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21344-8

Menschen lieben Geschichten.
Denn wenn man die Dinge
in Geschichten verwandelt hat,
kann man die Dinge verwandeln.

Terry Pratchett: Der Winterschmied

ZUM GELEIT

Über zweihundert Jahre regieren die Nachkommen des Propheten Mohammed, die Omayyaden, in Al Andalus, dem heutigen Andalusien. Ihre Hauptstadt ist Cordoba. Nach dieser Zeit machtvoller Herrschaft, kultureller Hochblüte und friedvollen Miteinanders der drei Religionen Islam, Judentum und Christentum zerstört ein Emporkömmling, Al Mansur, einst ein unbedeutender Schreiber aus Algeciras, von seiner Geliebten, einer Haremsfrau des verstorbenen Kalifen, zur Macht erhoben und für ihren unmündigen Sohn als regierender »Statthalter« eingesetzt, die subtile Balance des Reiches. Er holt als Söldner die fundamentalistischen Berber aus Nordafrika. Diese strenggläubigen Nomaden haben keinen Sinn für die Hochkultur von Al Andalus. Bald sind sie der Feind im eigenen Land, plündern und zerstören im Namen Allahs.

In der Mitte des 11. Jahrhunderts beginnt das Reich auseinanderzubrechen. Die letzten Nachkommen der Omayyaden, die nach Al Mansurs Tod erneut zur Macht kommen, erweisen sich als unfähig. Al Andalus zersplittert wie ein Spiegel, zerspringt in viele kleine Königreiche, die Taifas, die sich in erbitterten Machtkämpfen gegenseitig das Leben schwer machen.

Aber so wie auch eine Spiegelscherbe ein Bild wiedergibt, so blühen in diesen kleinen Ländern weiterhin Kunst und Kultur, denn die Emire, ihre Herrscher, wetteifern untereinander nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit dem Ruhm

der Gelehrten, Sänger, Poeten und Weltweisen, die ihre Höfe schmücken.

Einem bunten Flickenteppich gleicht nun die politische Landschaft von Al Andalus, einem Gebäude aus Mosaiksteinchen, dessen Einzelheiten im Auge zu behalten und richtig einzuordnen aus heutiger Sicht dem Historiografen vorbehalten ist, der die Fülle von einander verwirrend ähnelnden Namen, von Herrschaftswechseln, Intrigen und Beziehungen an der richtigen Stelle zu platzieren weiß.

Dem Romanschreiber bleibt vorbehalten, das Kaleidoskop zu schütteln und aus den Steinen ein überzeugendes Bild neu zu gestalten. Grausam und schön, vielfarbig und exotisch.

Die Protagonisten der Handlung haben historische Entsprechungen. Dass der Name der Heldin uns in der Transkription aus dem Arabischen als »Wallada« begegnet, ist uns bewusst. Wir haben die elegantere Variante »Valada« gewählt.

Noch ein Wort zur Poesie, die in diesem Buch eine so große Rolle spielt: Selten hat es in der Welt ein so reiches Dichten gegeben wie im mittelalterlichen arabisch geprägten Raum, vor allem in Al Andalus.

Die Bandbreite der Lyrik reicht von zartester Liebespoesie und Naturlyrik bis zu unflätig dreister Zote, zu Spott und gegenseitiger Beschimpfung. Beides wohnte im Schreibrohr der gleichen Dichter. Berührt das eine die tiefsten Gefühle, so ist das andere der »Vers auf die Welt«, die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität. Es ist freilich – bis auf die Lobhudelei fürstlicher Gönner – die einzige Form, in der diese Poeten ihre prosaische Gegenwart abbilden.

Die Reime im Buch sind keine Übersetzungen, sondern freie Nachgestaltungen – oder sie sind eben das, was man als »nachempfunden« bezeichnet. Die Autorin bittet Puristen dafür um Pardon.

W. L.

‘VALADA BINT AL MUSTAKFÍ.

Ich bin das einzige Kind des Kalifen Muhammad des Dritten, des vorletzten Herrschers aus jenem Geschlecht, das Cordoba zweihundert Jahre lang mit allen Segnungen des Friedens, mit Wohlstand, Glück und Lebensfreude, mit schöner Lebensart, mit Wissenschaften und Künsten beschenkt hat.

Sollte ich mich nicht damit zufrieden geben?

In dieser meiner Stadt, in Cordoba, gibt es keine Person, die so frei und so geachtet ist wie ich – Nachkommin großer Ahnen.

Vor dreihundert Jahren, also genau im Jahr 134 nach der Hedschra des Propheten, dem Gesegneten Allahs, wurde mein nobler Ahnherr, ein Nachfahre Mohammeds und somit der rechtmäßige Kalif, in dies gesegnete Land Al Andalus verschlagen – der einzige Überlebende unserer stolzen Dynastie, der Omayyaden, nachdem alle anderen Mitglieder meines Hauses von unseren Rivalen, den Abbasiden, in Bagdad niedergemetzelt worden waren. Man lud sie zu einem Versöhnungsfest ein und ermordete sie dort.

Diesem meinem Vorfahren, Prinz Abd Al Rahman, gelang es, dem Blutbad zu entkommen. Er flüchtete über Syrien nach Afrika, scharte Anhänger um sich und gelangte von dort in dieses Land. Sogleich wurde er mit Jubel von allen Muslimen empfangen, die sich seit einem halben Jahrhundert hier angesiedelt hatten, denn jeder war sich bewusst, dass er die alleini-

ge Leuchte des Islam war und die Abbasiden in Bagdad nur erbärmliche und anmaßende Usurpatoren, widerrechtlich auf dem Thron der Omayyaden.

In diesem Landstrich, der gleichermaßen von Christen, Juden und Muslimen bewohnt wird (die Christen im Norden und Osten, eingewandert vom Frankenland her, die Muslime im Süden und Westen, die Juden unter beiden Glaubensrichtungen lebend), erkor der Erwählte Allahs und Beherrscher der Gläubigen sich dies Cordoba als Herrschafts-Stadt und begann sein segensreiches Wirken als wahrer und alleiniger Kalif. Krieger war er – wie sollte er nicht, denn es gab Bedrohungen von außen abzuwehren. Aber vor allem war er ein gütiger Vater des Volkes, und unter seiner Regentschaft entfalteten sich Handel und Wandel, und der Wohlstand wuchs. Dichter war er und Bauherr.

Abd Al Rahman hinterließ nach zwanzig Jahren Herrschaft ein gesichertes Reich mit gefestigten Grenzen. Seine Nachfahren traten in seine Fußstapfen.

Unzerstörbar, wie es schien, blühte nun die Macht des Islam, und die Völker ringsum sahen mit Bewunderung und Neid auf das Kalifat Cordobas. Die weiteren Herrscher meiner Familie führten das Schwert des Krieges und das Siegel des Friedens gleichermaßen. Sie bekämpften unverschämte Nachbarn, schlugen Rebellionen nieder, räumten Gegner aus dem Weg. Aber vor allem – und das war ihr größter Stolz – errichteten auch sie Bauwerke zum Ruhme Allahs und zur eigenen Ehre, horteten mit Begier Bücher in großen Bibliotheken, versammelten Gelehrte und Poeten um sich, dichteten und musizierten selbst im Wettstreit mit den Künstlern und überschütteten das Volk mit Wohltaten. Macht und Glanz ruhten auf ihren Stirnen, und eingehüllt in das Weiß ihrer Gewänder, das sie, zum Trotz gegen das Schwarz der Abbasiden, zu ihrer Farbe erhoben hatten, verewigten sie die Größe unseres Propheten, von dem wir abstammen.

Bis dann ein ehrgeiziger Mann aus niederem Blut den Glanz meines Hauses zunichte machte.

Al Mansur, »Statthalter«, erst Geliebter einer betrügerischen Haremsfrau, dann von ihr, der Witwe des Kalifen, beauftragt, anstelle ihres unmündigen Omayyaden-Sohns das Land zu beherrschen, lehrte die iberische Halbinsel das Fürchten mit mörderischen Kriegen. Er zog gegen die christlichen Reiche im Norden zu Feld, zwang andere muslimische Fürstentümer unter seine Fuchtel – und da er den eingesessenen Arabern von Al Andalus misstraute, tat er das Schlimmste: Er holte aus Nordafrika die mörderischen Berberkrieger als Söldner ins Land: die Beduinen des Maghreb, Bärtige, die für die feine Kultur von Al Andalus nur Verachtung übrig hatten und alles hassten, was nicht so strenggläubig und fanatisch war wie sie.

Nach dem Tod des »Statthalters« erhielt das Reich die Quittung. Die Berber, nun keinem Herren mehr verpflichtet, machten sich mordend und plündernd darüber her, zerstörten die schönen Gärten und die Residenz, verfolgten alles, was sich seines Lebens freute und offen war für die Schönheit der Welt, die uns ja doch von Allah gegeben ist.

Das Reich Cordoba zerbrach. Die Omayyaden, so schien es, hatten ihre Kraft verausgabt. Zwar gelangte der eine oder der andere wieder auf den Thron, doch keiner von ihnen erreichte wieder die Größe und Kraft seiner Vorfahren.

Ihre Stelle nahmen jetzt die Mitglieder von Araberfamilien ein, die hier seit langem verwurzelt waren.

Aber wer fortan auch herrschen wird – er wird die einmal ins Land Gerufenen aus Afrika, die Strenggläubigen, die hass-erfüllten Anhänger »reiner Lehre«, nicht mehr los. Warum sollten die wohl zurückkehren zu ihren Kamelen und Ziegenherden, um dort mit anderen um ein Stück Weideland zu kämpfen? Hier gab es immer aufs Neue Beute zu machen, denn immer wieder benötigten die neuen Herrscher ihre Hilfe im Kampf...

Jeder, der in Al Andalus regiert, muss sich zu den Wüstenkriegerern verhalten. Sie sind da, und wenn man nicht selbst von ihnen gestürzt werden will, sieht man besser hinweg über ihre Taten.

Und wir, die Omayyaden? Das edle Blut – soll es wirklich für alle Zeit ausgeschlossen sein von Macht und Herrlichkeit?

Ja und ja: Mein Vater und seine Vorgänger nach dem Tod Al Mansurs waren elende Schwächlinge. Dennoch: Nur wir stammen direkt vom Propheten ab. Uns gebührt die Herrschaft, nicht irgendwelchen alteingesessenen arabischen Stammesfürsten.

Es raubt mir den Schlaf. Es verfolgt mich.

Ich bin die Letzte. Aber was nützt das? Eine Frau kann nun und nimmer die Nachfolge des Propheten antreten, möge ihr Geist noch so wach, ihre Seele noch so kühn und ihr Verstand geschaffen sein, Völker zu regieren.

Ja, ich bin die Letzte. Sie verehren und achten mich im Volk – obwohl ich tue und lasse, was ich will, und mich nicht um strenge Sitten schere. (Oder gerade darum?)

Ich habe mir ein eigenes Reich geschaffen. Um mich ist die Dichtkunst wie um andere der Äther. Mein Haus ist voll von Licht, ist die Burg für Liebe, Leidenschaft und Poesie.

Aber soll ich mich wirklich damit zufrieden geben?

Denn was taugt eine Burg? Sie ist verschlossen. Das, was ich will, wofür ich stehe, das sollte sich über ganz Al Andalus verbreiten. So, wie es einst war. Meine Burg sollte ihre Tore öffnen.

Ich will nicht, dass der schöne, üppige Strom, der sich einst von Syrien aus ergossen hat, jene von Gott gewollte Befruchtung dieses Landes, versiegt und im Nichts endet.

Und nun, jüngst, ist mir vom Himmel ein Wink erteilt worden. Ich habe in den Labyrinthen der gewaltigen Bibliothek, die meine Vorfahren mit Leidenschaft zusammengetragen haben, ein Buch entdeckt. Ein Büchlein nur, das mich zur

Eile drängt. Wenn ich dem Glauben schenke, was dies Buch verkündet – und ja, das tue ich! –, dann muss ich handeln, denn sonst ist es zu spät.

Ich will nicht, dass mein Stamm ausstirbt. Die Omayaden sollen wiedererstehen.

Aber das sind geheime Dinge. Heikle Dinge, nicht ungefährliche. Dinge, die getan werden müssen.

1BN ZAYDUN.

Ihr Haus ist eine Insel aus Licht, eine Oase inmitten von Zerstörung und Finsternis.

Zwar sind die Mauern zu dem verödeten Platz hin hoch und abweisend, aber die Helligkeit quillt aus den Fugen der Türen, aus den schießschartenengen Fensteröffnungen, ja sogar aus den schmalen Schlüssellöchern hervor wie das üppige, helle Fleisch einer Tänzerin aus den dunklen Hüllen ihrer Kleidung.

Und mit dem Licht strömen die Klänge hinaus in die Nacht. Das Lachen. Das Klirren von Glas. Das rhythmische Sprechen. Der Beifall. Dann die Musik: Setar, die Laute mit dem langen, geschwungenen Hals, Flöte und Fidel, das aufreizende Pochen der Handtrommel, dazu eine heisere Singstimme.

»Da war es keine Schande, ohne Scham zu sein / In diesem Haus, in dem nur Freude herrschte.«

So hat er es damals beschrieben. Und so ist es noch immer, auch wenn er die Herrin jetzt lieber beschimpft, als sie verehrt.

Dieses Haus ist umgeben von einem unsichtbaren Wall. Von einer Mauer der verstohlenen Hochachtung und des geheimen Respekts. Niemand von den bärtigen Männern, die nachts durch die Straßen schleichen und nach denen suchen, die auf irgendeine Weise gegen die Gebote Allahs verstoßen

(so, wie sie diese auslegen), niemand von ihnen wird es wagen, mit der Axt an diese Tür zu schlagen, bis das Holz splittert.

Diese Hochachtung, dieser Respekt der Bürger Cordobas gelten nicht den bedeutenden und mächtigen Personen, die dort ein- und ausgehen. Sie gelten allein der Herrin des Hauses. Denn diese Frau ist die Tochter ihres Stammes, des Stammes der rechtmäßigen Herrscher.

Ihr Vater war der vorletzte, aber schwächliche und träge Sohn einer Familie, die das Volk von Cordoba geliebt und verehrt hatte. Die Beduinen aus dem Maghreb verachteten ihn.

Und seine Tochter?

In den Augen der Berber ist sie wohl nicht weniger verächtlich als ihr Vater. Aber schwächlich – nein, schwächlich ist sie nicht. Und ob nun ihre eigene Kraft den Bannkreis um ihr Haus gezogen hat oder die aller Bürger der Stadt, wer weiß?

Jedenfalls ist er da.

Der Mann in seiner Kerkerzelle, der das leuchtende Haus vor Augen hat, macht den Rücken gerade und dehnt die Schultern. Er spitzt ein neues Schreibrohr an und streicht das Papier glatt. Lange kann er nicht mehr schreiben. Das ist heute schon die zweite Kerze, und wenn die heruntergebrannt ist, muss er aufhören zu arbeiten. Mehr als zwei der armseligen Lichte am Tag bewilligt man ihm nicht. Und für die Gnade, dass man ihn überhaupt schreiben lässt, muss er eigentlich dem Himmel und dem Wesir Tag für Tag danken. Obwohl er annimmt, dass er diese Vergünstigung wohl eher Valada verdankt. Valada ist schließlich selbst Dichterin und weiß sehr wohl, dass ein anderer Dichter vielleicht bei schmaler Kost und hartem Lager im Kerker schmachten kann, aber nicht ohne die Möglichkeit sein darf, zu schreiben.

»Und dabei, oh, du Miststück, habe ich in der letzten Zeit nur Schmähedichte auf dich verfasst. Ja, die Schmähe-

dichte . . . Als ob hierzulande, wo die frechen Sprüche zu Hause sind, irgendjemand wegen Spottversen ins Loch kommt!«

Der Mann beißt die Zähne zusammen vor ohnmächtiger Wut.

Seit Tagen schon führt er in diesem scheußlichen Verlies einen Dialog. Einen Dialog mit sich selbst oder mit dieser Frau – aber eigentlich ist es ein Dialog mit den nackten, schmutzig grauen Wänden, gegen die er anredet, anschreit.

»Ich sitze in diesem Verlies!«, ruft er, » ich, Ibn Zaydun, dein einstiger Liebhaber und der beste Dichter arabischer Zunge, der je in Al Andalus gelebt hat, weil ich einen Rivalen habe. Er, der Herr Minister, der erhabene Wesir, fand es angemessen, mich dafür so zu bestrafen. Ich habe die Prinzessin öffentlich beleidigt! Der Herr findet es immer noch angemessen, obwohl ich, Ibn Zaydun, jetzt schon eine ganze Weile in dieser unangenehmen Umgebung verbringen darf.«

Er schlägt mit der geballten Faust auf den Tisch.

»Und Valada?«, fährt er fort in seiner Zwiesprache ohne Partner. »Als wenn sie nicht wüsste, was der eigentliche Grund für diese elende Inhaftierung ist. Diese Sache, von der der Herr Wesir Wind bekommen hatte.

Ich hasse sie. Der Wesir bekam einen wunderbaren Vorwand in die Hand, mich auszuschalten, und sie selbst hat ihn geliefert, indem sie mich denunziert hat. Beleidigt, wie sie war, wegen einer Sache, die gar nichts mit meinen Gedichten zu tun hatte . . .«

Der Mann im Kerker presst die Lippen aufeinander.

Er muss aufhören mit diesen Selbstgesprächen. Das ist ja nahe am Verrücktsein. Und wenn er eines nicht ist, dann das.

Er streicht sich unwillig mit der Hand über den struppigen Bart, der sein Gesicht verunziert. Ein Schermesser bekommt er nicht, offenbar befürchten seine Kerkermeister, er könnte sich damit etwas antun. (Ha, die kennen ihn schlecht!) Statt-

dessen barbieren sie ihn alle zwei Wochen mit rohen und ungeschickten Händen.

Er hasst diesen Bart, er hasst das grob gewebte Gewand, das er tragen muss und das ihm die Haut wund scheuert, diese Haut, die seine Geliebte gern mit der Farbe von Zimt und gebranntem Ton verglich, und am meisten hasst er sie, Valada, wenn er sich nicht mehr beherrschen kann in seiner Kerker einsamkeit und Hand an seinen Körper legt in Gedanken an sie.

Diese Frau, an die er angekettet ist für immer.

Und er beschimpft sie, so wie er es in seinen letzten Versen getan hat. Hure, läufige Hündin, geiler Fetzen, Allerwelts-geliebte ...

Die Kerze! Das ist nur noch eine halbe Spanne, gemessen zwischen Daumen und Zeigefinger. Nur noch wenig Zeit. Er sollte sich beeilen und weiterarbeiten.

»Ich bin der Fürst – die Dichtung ist mein Sklave«, schreibt er und muss sich am Kopf kratzen. Ungeziefer hat er sich wohl auch geholt hier.

MUHDJA.

Ihr Haus ist eine Festung, aus der heraus das Licht quillt wie Reis aus einem kochenden Topf. Das Haus wartet.

Aber wie gelangt man ungefährdet dorthin, mitten in der Nacht? Die Bärtigen grasen in dieser Nacht die Straßen ab.

Das Volk nennt sie so. Natürlich tragen auch andere Männer Bärte, aber nicht diese verwilderten, verfilzten Vliese bis herunter zur Brust, an die nie das Messer des Barbiers kommt.

Die Bärtigen sind arm. Handlanger der alteingesessenen arabischen Sippen. Befehlsempfänger. Einst wichtig, nun lästig. Wer will sie jetzt schon noch bezahlen?

Mit der Duldung der Oberen stürzen sie sich auf alles, was sich plündern lässt. Das Recht dazu gibt ihnen – so ist ihre Überzeugung –, dass sie die »Strenggläubigen« sind. Allahs

wahre Söhne. Und so hassen sie alle, die sie Ungläubige nennen. Juden wie Christen. Aber auch Muslime, die, wie sie meinen, die Gebote des Propheten nicht ernst genug befolgen.

Und wenn sie ihrer nicht auf der Straße habhaft werden können, so versuchen sie, in die Häuser einzudringen. Sie überfallen die Läden auf dem Basar, sie holen sich, was nicht niet- und nagelfest ist.

Und kommt ihnen bei ihren nächtlichen Unternehmungen eine Frau über den Weg, so gilt sie als unkeusch, ganz gleich, ob sie wirklich ein Weib ist, das sich verkauft, oder auch nur den Arzt für ihr krankes Kind holen oder ihren entlaufenen Hund einfangen will. Ein Weib hat nachts bei seinem Mann und seiner Familie zu sein!

Und finden die Bärtigen eine solche Frau, so ist es um sie geschehen. Zu Dutzenden fallen sie über sie her, um sie zu »bestrafen«.

Und ich, wie ich hier durch die Straßen laufe, wäre gefundenes Fressen für sie. Freiwild. Blutopfer.

Es war ein Fehler, an diesem Tag unbedingt zu meinem Vater, dem Feigenhändler, zu gehen. Seit meine Mutter tot ist, fühle ich mich genötigt, ihn hin und wieder zu besuchen und nach dem Rechten zu sehen. (Die alte Sklavin, die das Haus betreut, taugt nicht viel. Eine gute Tochter hat nun einmal die Pflicht, ihrem Herrn und Vater zu dienen und zu gehorchen und seine Wünsche zu erfüllen. Aber jeder dieser Besuche kostet mich viel Überwindung. Was er manchmal von mir fordert, behagt mir wenig.)

Valada, meine Prinzessin, hatte mich gewarnt. »Begib dich nicht in die Nähe derer, die ihren Weibern schwarze Tücher vors Gesicht hängen! Du bist es nicht mehr gewohnt, dich zu verstellen, sie werden dich erkennen, selbst wenn du dich von Kopf bis Zeh verschleierst. Deine Art, dein Bein vorzustrecken und die Brust, zu gestikulieren und mit erhobenem Haupt

einherzugehen – sie wittern dich! Sieh dich vor, mein kleines Weibchen! Geh nicht allein aus und erst recht nicht nachts.«

Mein kleines Weibchen, so nennt sie mich in den Stunden der Zärtlichkeit, wenn wir drei Dichterinnen-Schwestern – Valada, Kasmuna und ich – unsere Spiele miteinander treiben. (Im Dreigestirn ein Stern zu sein, ist manchmal nicht einfach, Eifersucht bleibt nicht aus. Seit Ibn Zaydun aus dem Weg geräumt wurde, ist alles viel leichter.)

»... und erst recht nicht nachts!«

Das ist so dahingesagt.

Denn natürlich bin ich doch nachts unterwegs. Ich muss zurück zu ihr. Sie trägt ihre Verse vor, neue Verse, heißt es. Sie hat an einem der Dichterwettstreite, die Fürsten der Nachbarreiche manchmal veranstalten, teilgenommen. Nicht des Lohnes wegen, nein! Meiner Herrin genügt der Ruhm – und natürlich hat sie gewonnen. Nun feiert sie heute Abend mit einem Fest diesen Sieg.

Nicht ohne mich! Ich laufe, ich fliege durch die Finsternis.

Ein Glück, dass die Bärtigen nicht bereit sind, leise zu verfahren. Sie müssen lärmen, Angst und Schrecken im Voraus verbreiten. Man hört ihren Trupp immer schon ein paar Straßenzüge weiter. Sie schlagen drohend gegen die Wände und Türen längs ihres Weges, schlagen mit den Holzknüppeln, mit denen sie auf »schamlose Weiber« einprügeln werden, und mit den Stielen ihrer Äxte. Mit Äxten verschaffen sie sich auch Zutritt in die Häuser von »Gottesleugnern«, welcher Art auch immer. Und sie geben sich alle Mühe, mit tiefen und groben Stimmen zu sprechen, um ihre Männlichkeit zu betonen; als wenn es bei denen darauf ankäme, wie sie sprechen!

Anders bei anderen. Ibn Zaydun zum Beispiel, der hatte eine Stimme wie knisternde Seide, und wenn er seine Poesien vortrug, schmolz man dahin und kriegte feuchte Schenkel. Im

Bett jedoch, das sagt unsere Prinzessin, da war er gar nicht sanft. Da war er wie ein Bock, der eine ganze Herde stoßen kann.

Ich muss lächeln beim Gedanken an die freche Sprache meiner Prinzessin – obwohl, dazu habe ich beigetragen! Ich, die Tochter des Feigenhändlers aus dem Marktviertel, war nie gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Mein Vater wusste das fürs Geschäft zu nutzen. Vor Jahren, als die Strenggläubigen, diese Berber, noch nicht die ganze Stadt so sehr tyrannisierten wie jetzt, als noch ein bisschen Luft blieb für Freude und Heiterkeit, platzierte er mich an seinem Stand zwischen den reifen Früchten, und ich lockte die Kunden an. Zwar trug ich den Litham, den Gesichtsschleier, aber meine üppigen Brüste hüpften fast aus dem knappen Jäckchen, und ich bog die Schultern nach hinten und drehte mich hin und her, während ich das ohnehin anstößig geformte Obst anpries; die Schale, spielend zwischen grün, weißlich und tief violett, ist so weich wie die Haut eines Kindes, und ich hielt in jeder Hand eine halbierte Frucht, deren Inneres blutrot schimmerte – wie sich die Männer in ihren Träumen wohl den frisch geöffneten Schoß eines Mädchens vorstellen.

Und dazu war mir ein Verschen eingefallen, mein erster Vers überhaupt. Ich kann mich nicht mehr genau an seinen Wortlaut erinnern, aber es ging darum, dass meine eigene Feige wohlverschlossen sei, diese in meinen Händen aber erbrochen, und jeder könne deren Süße kosten.

Das kecke Sprüchlein zusammen mit meinen schönen Tit-ten trug uns reichlich Kundschaft ein – und mir die Gunst meiner Prinzessin.

Denn Valada erschien auf dem Markt, einer Mode folgend, der viele Damen aus reichem Haus damals frönten: Umgeben von einem Tross von Dienern mit Fliegenwedeln, Parfümflaschen und Sonnenschirmen, gefolgt von einem kräftigen Sklaven oder gemieteten Lastenträger, der die Einkäufe zu